



**Aleksej
Ponomarjow**

Aleksej Ponomarjow

* 30.11.1924 (Lugansk/Ukraine), † 2007 (Lugansk)

Oktober 1942 Deportation nach Deutschland in ein Lager für „Ostarbeiter“ in Bremen; Zwangsarbeit im Hüttenwerk „Norddeutsche Hütte“; 13.1.1944 Verhaftung wegen Widerstandsaktivitäten; 19.1.1944 KZ Neuengamme; Einsatz in den Kommandos Klinkerwerk und Metallwerke; Ende April 1945 Transport mit über 9000 Häftlingen nach Lübeck. Überlebender der Bombardierung der Häftlingsschiffe in der Lübecker Bucht am 3.5.1945.

Aleksej Ponomarjow

Aleksej Jakowlewitsch Ponomarjow wurde am 30. November 1924 in Lugansk/Ukraine geboren. Seine Eltern arbeiteten als Obstbauern. Da sie Erntehelfer beschäftigten, galten sie in der Phase der Kollektivierung der sowjetischen Landwirtschaft als „Ausbeuter“. Anfang der 1930er-Jahre wurde die Familie nach Sibirien in die Nähe des Baikalsees deportiert. Die beiden Brüder von Aleksej Ponomarjow starben in der Verbannung an Typhus.

Einige Zeit später konnten die Eltern mit ihm in die Ukraine zurückkehren, wo der Vater eine Arbeit in einem Bergwerk aufnahm.

Aleksej Ponomarjow konnte die Mittelschule besuchen. Kurz nachdem er im Frühjahr 1942 mit Beendigung der 10. Klasse die Schule verlassen hatte, geriet seine Heimatregion unter deutsche Besatzung. Die jungen Männer wurden aufgefordert, sich zur Arbeit in Deutschland zu melden. Bei Weigerung drohten den Familien schwere Repressalien.

Aleksej Ponomarjow kam in ein Lager für „Ostarbeiter“ in Bremen. Dort musste der 17-Jährige für die „Norddeutsche Hütte“ arbeiten. Aufgrund seiner Deutschkenntnisse wurde er als Hilfskraft im Labor eingesetzt, wo vergleichsweise gute Arbeitsbedingungen herrschten.

„Wir trugen unsere eigene Kleidung, jedoch mit einem Aufnäher, auf dem ‚Ost‘ stand, das bedeutete ‚Ostarbeiter‘. Wir waren verpflichtet, ihn immer zu tragen, damit alle wussten, wer wir waren.“

(Aleksej Ponomarjow. Bericht, 1997. ANg. Auch alle folgenden Zitate sind diesem Bericht entnommen.)

Wegen der Beteiligung an Widerstandsaktivitäten wurde Aleksej Ponomarjow am 13. Januar 1944 von der Gestapo verhaftet. Sechs Tage später wurde er aus dem Bremer Gefängnis „Ostertor“ in das KZ Neuengamme überstellt.

Karteikarte für Aleksej Ponomarjow
aus der Arbeitskartei der
„Norddeutschen Hütte“.

(ANg, PGS H Ponomarjow)

[illegible]

Meldung Aleksej Ponomarjows
an die Gestapo in Bremen durch
die „Norddeutsche Hütte“ vom
13. Januar 1944.

(StA HB)

117/

An die

Geheime Staatspolizei,
Staatspolizeileitstelle

Bremen.

25/

13. Januar 1944.

Ostarbeiter

Betr.: Aleksej Ponomarew, geb. 30.11.24 in Lugansk Ukr.
Bokowo-Antralit, Eintr. 3.10.42.
Heimatanschr. Bokowo Antracitarb. Viertel 8/9 Borsch-Grad.

Der Obengenannte, der als Probeführer in unserer Vanadinanlage arbeitete, ist, nachdem er noch seine Schicht bis Montag morgen 6 Uhr vorfahren hat, verschwunden. In unserem Ostarbeiterlag Grumbkernoor ist er nach der Schicht nicht angekommen. Er spricht ein gutes Deutsch.

Norddeutsche Hütte
Aktiengesellschaft

H./U.

Die Unterschriftung mit der
Stempel
13 JAN 1944

Dort erhielt Aleksej Ponomarjow die Häftlingsnummer R 25965.

„Ich musste im Kommando Klinkerwerk arbeiten, einem Kommando mit sehr harter Arbeit. Wir luden Ton aus der ziemlich tiefen Tongrube auf Loren. Zuerst konnten noch vier Mann eine Lore schieben. Schon nach zwei Wochen waren wir aber entkräftet, denn die Ernährung war so, dass man diese Arbeit nicht auf Dauer machen konnte. Ich war erschöpft, meine Beine schwollen an und ich kam ins Revier. Dort blieb ich für einige Tage und nahm harntreibende Medikamente ein: Die Beine wurden wieder normal und ich begann wieder zu arbeiten. Nach zwei Wochen kam ich aber schon wieder ins Revier. Das ging so lange, bis ich es nicht mehr aushalten konnte.“

Über die schrecklichen Verhältnisse im Krankenrevier berichtete er:

„Im Revier waren die Schlafbänke genau wie in den Blöcken. Wir waren so viele Kranke, dass auf jeder Schlafbank zwei lagen. Wenn der Nachbar starb, meldete der, der noch lebte, nie sofort, dass sein Nachbar gestorben war. Er streckte vielmehr die Hand der Leiche hin, damit man in diese Hand ein Stück Brot legte. So bekam er zwei Portionen.“

In seinem ausgezehrteten Zustand befürchtete Aleksej Ponomarjow, bei Rückkehr ins Kommando Klinkerwerk an den harten Arbeitsbedingungen zugrunde zu gehen. In dieser Situation erinnerte er sich an eine kurze Unterhaltung, die er bei der Aufnahme im Lager mit einem Belgier geführt hatte, der als Häftling im Arbeitseinsatzbüro die Karteien führte. Tatsächlich konnte ihm André Mandrycx, der im KZ Neuengamme zu den führenden Persönlichkeiten des illegalen Lagerwiderstandes zählte, helfen.

„Dank meiner Deutschkenntnisse konnte ich gleich am ersten Tag meines Aufenthalts in Neuengamme Bekanntschaft mit André Mandrycx schließen, der in der Schreibstube bei der Registrierung von Häftlingen eingesetzt war. Später, als ich durch die unerträglich schwere Arbeit im Kommando Klinkerwerk zu einem ‚Muselmann‘ verfallen war und zwei Mal im Revier behandelt werden musste, half mir André mit Unterstützung der Untergrundvereinigung politischer KZ-Häftlinge, ins Kommando Metallwerke zu wechseln, was mir das Leben gerettet hat. Dort herrschten ganz andere Arbeitsbedingungen. [...] Schließlich musste ich Nieten absägen. Das machte ich den ganzen Tag. Hier konnte man leben: Es war warm, die Arbeit war nicht schwer, und die Verpflegung reichte zum Überleben.“

Bei der Arbeit in den „Metallwerken“, dem 1942 im KZ Neuengamme eingerichteten Zweigbetrieb des thüringischen Waffenfabrikanten Carl Walther GmbH, Zella-Mehlis, erhielt Aleksej Ponomarjow Kontakt zur Untergrundorganisation, die sich im Lager 1943/1944 aus einzelnen Widerstandsgruppen gebildet hatte.

„Im Kommando Metallwerke lernte ich den sowjetischen Kriegsgefangenen Major Wassilij Bukrejew kennen. Ich arbeitete in einer Werkshalle mit ihm in derselben Schicht. Damals wusste ich nicht, dass er Anführer einer aus sowjetischen Kriegsgefangenen bestehenden ‚russischen‘ Gruppe war, die einem internationalen Untergrundkomitee im Lager angehörte. Die Untergrundorganisation führte ihre Arbeit streng konspirativ aus. Als ich zur Mitarbeit in dieser Organisation herangezogen wurde, kannte ich nur ein einziges Mitglied, das mit mir in Verbindung stand. Das war ein sowjetischer Kriegsgefangener, der Oberstleutnant der Roten Armee Aleksej Saganitschni. Leider kam er während des Bombardements der ‚Thielbek‘ ums Leben. Meine Aufgabe: Ich übersetzte Meldungen von den Fronten und andere Nachrichten aus illegal ins Lager geschmuggelten Zeitungen ins Russische.“

Als Ende April 1945 das KZ Neuengamme geräumt wurde, gehörte Aleksej Ponomarjow zu den über 9000 Häftlingen, die von der SS nach Lübeck transportiert und auf Schiffe verladen wurden. Er wurde auf die „Thielbek“ gebracht. Nur 50 der 2800 Häftlinge, die in den Laderäumen des Schiffes zusammengepfercht waren, sollten den irrtümlichen Angriff der britischen Luftwaffe auf die Häftlingsschiffe in der Lübecker Bucht am 3. Mai 1945 überleben. Unter ihnen Aleksej Ponomarjow.

„Als wir aus dem KZ-Lager abtransportiert und nach Lübeck gebracht wurden, wussten wir, dass wir vernichtet werden sollten. Wozu mussten wir aus einem Lager abtransportiert werden, das schon nach einigen Tagen besetztes Gebiet sein würde? Wir stiegen in einen Güterzug, dann auf ein Schiff und wurden aufs Meer hinausgefahren. Ich hatte aber Glück: Die deutsche Sprache half mir.

Es gab im Schiffsraum eine sehr enge Falltür, nur immer ein Mensch konnte sich hindurchzwängen. Zur Falltür führte eine steile eiserne Treppe. Zehn Tage befanden wir uns im Schiffsinnern. Wir mussten unsere Notdurft dort verrichten und es verbreitete sich ein übler Gestank. Ich überlegte, wie ich mich retten und dem Tod entgehen könnte. Ich war so lange im KZ gewesen, am Leben geblieben und unversehrt – und am Ende des Krieges sollte ich umkommen? Ich lehnte mich oft hinaus und sah, dass die Wächter ältere Männer waren. Es war das letzte deutsche Aufgebot, 50- bis 60-jährige Männer. Sie hatten lange Uniformmäntel

an und Gewehre, sie durften schießen, wenn sich jemand hinauslehnte.

Man hätte diese Wächter natürlich entwaffnen können, doch das war unmöglich, denn niemand wurde hinausgelassen. Außer diesen Wächtern, die alle fünf Meter standen, war noch ein Schäferhund an Bord angebunden. Würdest du dich auf jemanden stürzen, so würde dich der Hund zerreißen.

Ich hielt mich immer an diesem Ausgang auf. Die Wächter waren neugierig und redselig und fragten, wer ich sei, was für Menschen im Schiff seien und warum. Ich erzählte ihnen alles. Wie sich herausstellte, wussten sie nicht, wen sie bewachten. Ich unterhielt mich sehr oft mit ihnen, atmete frische Luft und erfuhr Neuigkeiten. Ich sah, dass in der Nähe eine Stadt war. Zum einen Ufer waren es vier Kilometer, zum anderen sechs. Ich überlegte schon, ich müsste in diese Richtung schwimmen, wenn etwas geschah.

Es war am 3. Mai am Nachmittag. Ich hatte mich wieder hinausgelehnt und zu sprechen begonnen. Es waren immer andere Wächter und so begann ich meine Erzählung immer von Neuem. Sie hörten zwar gerne zu, aber hinaus ließen sie mich nicht. Da erschien eine Fliegerstaffel. Die Wachen wurden aufmerksam, ich ebenso. Sie achteten nicht mehr auf mich und ich kroch hinaus. Ich fühlte, dass etwas passieren würde. Noch einige krochen auf das Deck hinaus. Niemand kümmerte sich jetzt noch um uns, denn es begann das Bombardement.

Einer der kriegsgefangenen Piloten sagte, es seien englische Flugzeuge. Zuerst freuten sich alle, denn das waren unsere Alliierten. Alle riefen: ‚Wir sind gerettet! Wir sind frei!‘ Doch die Flugzeuge begannen, das Schiff zu beschießen.

Durch die Falltür konnte immer nur einer zur Zeit und natürlich wollte sich jeder retten. Es gab jedoch nur eine geringe Chance, das zu schaffen, denn wenn einer hindurchkriechen wollte, klammerten sich die anderen an ihm fest und versuchten, ihm zuvorzukommen. Alle, die im Schiffsinnern geblieben waren, sind umgekommen. Es war unmöglich, eine Rettung zu organisieren.

Ich gelangte mit 30 anderen Häftlingen auf das Deck. Wir liefen in alle Richtungen auseinander, um uns vor den Kugeln und Bomben zu retten. Auf dem Heck gab es einen Aufbau, hinter dem wir während der Bombardierung Deckung suchten. Die Bomben durchschlugen die Schiffswand und explodierten im Innern. Es entstand ein Leck und das Schiff begann erst langsam, dann schneller zu sinken. Ich hörte wie ein Pole rief: ‚Stato kse Pschicheli!‘ Ich verstand etwas Polnisch. Ich sah, dass das Schiff sich wirklich neigte und mir war plötzlich klar, dass ich weg musste. Wir wurden überhaupt nicht weiter beachtet. Auf dem Deck lagen tote Hunde, tote Wächter und Häftlinge, überall Blut. Wir liefen, fielen, glitten durch das Blut. Ich musste ins Wasser springen und schwimmen, denn es hieß, dass ein sinkendes Schiff Menschen, die sich in der Nähe befinden, mit in die Tiefe reißen kann. Ich beeilte mich deshalb, das

Schiff zu verlassen. Wir warfen alles, was schwamm, ins Wasser: Rettungsringe und die Deckel, mit denen Brot und Margarinekisten verschlossen waren. Während die einen sich zu retten versuchten, stürzten sich andere jedoch auf das Brot und die Margarine und aßen, denn sie waren hungrig. Sie konnten sich nicht zurückhalten. Und da alle schluckten, ohne zu kauen, bekamen sie Bauchschmerzen und wanden sich in Schmerzen. Ich glaube, niemand von ihnen hat sich retten können. Einige steckten Brot in Taschen und Rucksäcke und sprangen mit den Worten ‚Matka baska, Jesus Maria!‘ ins Wasser. Mit ihrer Last konnten sie natürlich nicht schwimmen und ertranken.

Am Ende der Bombardierung zog ich meine Kleidung aus und war splitternackt, denn es war unmöglich, in der Kleidung zu schwimmen. Aus drei Metern Höhe sprang ich ins Wasser. Zuerst spürte ich nicht, ob das Wasser kalt oder warm war. Ich wollte nur schwimmen, damit ich nicht in den Sog des Schiffes geriet. Ich schwamm etwa drei Minuten und als ich mich umsah, war das Schiff schon verschwunden. An der Stelle sah ich nur Trümmer und etwa 30 Menschen. Alle schwammen zum Ufer und jeder klammerte sich an etwas – an ein Brett oder an einen Rettungsring. Die Laderäume waren mit breiten Brettern abgedeckt gewesen, die sie nun nahmen und zum Ufer schwammen. Nur flüchtig bemerkten wir – alle dachten ja nur an ihre Rettung –, dass aus dem Hafen etwa 30 Schiffe,

Schleppkutter, ausliefen, denn man hatte gesehen, dass unser Schiff bombardiert worden war. Nach der Haager Konvention sind alle verpflichtet, an der Rettung Schiffbrüchiger teilzunehmen. Diese Schleppkutter beabsichtigten, die Menschen zu retten. Als sie begannen, die Menschen aufzunehmen und bemerkten, dass es Häftlinge waren, wendeten die meisten und kehrten zurück, denn niemand wagte, Häftlinge zu retten. Sie hätten sich der Gefahr einer Verfolgung aussetzen können. Einige der Kutter wurden auch von den Flugzeugen bombardiert und zwei oder drei Schiffe sanken.

Wir schwammen weiter zum Ufer. Nur ein Schleppkutter, rechts von mir, war von den Flugzeugen nicht bombardiert worden. Auf diesem Schiff fragte man nicht, wer wir waren. Ich sah, dass schon einige Menschen auf dem Deck dieses Schiffes waren. Ich wäre der Nächste gewesen, beschloss aber, lieber selbst zu schwimmen. Ich hatte Angst, dass das Schiff bombardiert würde. Aber ich schwamm nicht so schnell wie der Kutter, darum fuhr er heran, man reichte mir einen Bootshaken und ein Deutscher rief: ‚Fass an!‘ Ich griff zu, denn ich war schon müde, es war sehr anstrengend zu schwimmen, obwohl ich nur 200 Meter oder noch weniger geschwommen war. Auf dem Deck fühlte ich zum ersten

Mal die Kälte. Ein Schauer überlief mich. Ein Matrose sagte zu mir: ‚Rein!‘ Ich kam in den Maschinenraum. Dort war das Auspuffrohr mit einer Gipsisolierung. Ich umarmte es, um mich zu wärmen.

Richtig warm wurde ich aber erst, als ich wieder an Land war und dort irgendwelche Kleidung fand. Wir waren zum Ufer gebracht worden und man hatte zu uns gesagt: ‚Raus!‘ Wir gingen über ein Fallreep ans Ufer, wo etwa 3000 Menschen standen. Ganz Neustadt war am Ufer und alle wollten sehen, was im Meer geschah. Splitternackt wurden wir ausgeschifft. Die Menschen traten zur Seite und wir 30 Häftlinge liefen durch diese Menschenmenge. Sie machten uns den Weg zu einem Packhaus frei. Dort fanden wir einen Umkleideraum, in dem sich sonst Hafenarbeiter umzogen. Da wir nackt waren, begannen wir sofort zu suchen, was wir anziehen könnten. Ich zog dicke Angelhosen und einen weißen Arztkittel an. Als wir fertig waren, kamen bereits englische Truppen in die Stadt. Wir mussten uns zu Kasernen begeben, die sich auf dem Berg befanden, eine U-Boot-Schule. Natürlich gab es hier keine Offizierschüler mehr, nur die Schränke mit ihrer Kleidung. Wir zogen deutsche Uniformen an und waren froh, am Leben geblieben zu sein.“

Nach seiner Rückkehr in die Sowjetunion wurde Aleksej Ponomarjow überprüft und dann im Alter von 20 Jahren zur Roten Armee einberufen. Den zweijährigen Militärdienst leistete er in der sowjetischen Besatzungszone ab, wo ihm seine Deutschkenntnisse wiederum von Nutzen waren.

Nach seiner Rückkehr in die Sowjetunion besuchte Aleksej Ponomarjow eine forstwirtschaftliche Hochschule und war anschließend in der Forstwirtschaft tätig.

Aleksej Ponomarjow starb 2007 in Lugansk.

**Aleksej Ponomarjow berichtet
ehemaligen Mithäftlingen
bei einem Besuch der
KZ-Gedenkstätte Neuengamme
am Lagermodell von seinen
Erfahrungen im
Widerstand, 1997.**

*Foto: Katharina Hertz-Eichenrode.
(ANG, F 1997-511)*



